

Gewissen

30 Pfennige

Achter Jahrgang — Nummer 47

Berlin, Montag, den 22. November 1926

Wahlvorbereitungen

Die Wahlen in Sachsen haben ein von den bürgerlichen Kreisen nicht erwartet ungünstiges Ergebnis gezeigt. Für alle diejenigen, die mit einer sogenannten Stabilisierung der innerpolitischen Verhältnisse gerechnet hatten, muten die Nachrichten über eine Wiederkehr Zeigners in Dresden, Arm in Arm mit dem früheren thüringischen Staatsbankpräsidenten Loeb, wie eine bittere Ironie an. Gleichgültig, ob es jetzt tatsächlich zu einem solch drastischen Beweis für die Unfähigkeit der Rechten kommt, sich auf der bestehenden Verfassungsgrundlage dauernd zu behaupten — die Lehre bleibt hart und schmerzhaft. Und das gleiche Bild hat sich in Mecklenburg gezeigt; über die hierdurch bedingte Veränderung des Reichsrats zu Gunsten der Linken schweigt man schamhaft.

Auch die Vorbereitungen der thüringischen Wahlen machen keineswegs den Eindruck, als ob die Rechte von rechts einheitlich geführt würde. Die auf Massenstimmungen und -verstimmen absehbare Demagogie der Aufwertungs- und schließlich neuer Gruppenbildungen hofft in freier Konkurrenz mit der Linken jetzt einen Fischzug machen zu können. Dazu kommt die Schwierigkeit der Finanzierung von Wahlen überhaupt. Schließlich will die Wirkkraft aus ganz verständlichen Gründen sich nicht in die förmlichen Differenzierungs- und Diskontierungsgespräche der Parteien weiter einlassen, die mit immer raffinierterer Routine von den Professionellen geführt werden. Die Wirtschaft will auch in der Politik selbst machen zu können. Mit welchem Erfolg das dann geschieht, darüber dürften nach allen Erfahrungen allerdings ebenfalls kein Zweifel bestehen.

Wie steht es im Reich? Hier denkt man kaum an Wahlen. Erleichtert atmen alle Parteien auf, wenn die drohende Gefahr glücklich wieder abgewandt wurde. — Auf der Rechten hört allerdings das Gespräch über Verfassungsreform nicht auf. Der Wahlreformvorschlag des Reichsministers Rühl ist von der eigenen Gruppe erledigt worden, weil seine Bestimmungen gerade die Wahlituation der Mitte neu zu verschlechtern geeignet waren. Das Gespräch über Möglichkeiten der Verfassungsänderung beruhigt sich aber um so weniger, je weniger praktische Möglichkeiten dafür gegeben erscheinen. Die öffentliche Diskussion über den unheimlichen Reformvorschlag Hugensbergers schlägt weite Wellen. Aber auch hier ist die ausschließliche Folge: Steigerung der Unsicherheit und Erschütterung der eigenen Basis.

Überall fehlt es an wirklich tragenden Ideen und deshalb auch an zugkräftigen Wahlparolen. Und so tröftet man sich einseitig mit der Beruhigung wie einst im heiligen Russland, daß der Zar weit und die Frage der Wahlen nicht brennend sei. Der Ablauf der Legislaturperiode braucht noch zwei Jahre.

Und doch trägt das äußere Bild. Einmal muß man gerade bei politischen Entwicklungen damit rechnen, daß es durchaus anders kommen kann, „als man denkt“, daß es jedenfalls einem Politiker nicht erlaubt ist, dort mit stabilen Verhältnissen zu rechnen, wo die Stabilisierung gar nicht in seiner Macht liegt. Leider wird diese Erkenntnis nicht beachtet, und man zieht es vor, die Aufmerksamkeit auf sogenannte näherliegende Fragen zu beschränken. Damit wollen wir vor allem unseren Freunden auf der Rechten eine Warnung zuteil werden lassen, eine Warnung, die nicht jeder auf sich zu beziehen braucht. Wir möchten aber hinweisen auf das Beispiel eines Mannes, den auch seine Gegner inzwischen gekannt haben, durchaus ernst zu nehmen, weil sie ihm zuerkennen müssen, daß er bei der Bewertung von tatsächlichen Lagen eine große Sicherheit des Urteils besitzt, und daß er auf der Basis der parlamentarischen Instrumente ausgezeichnet zu spielen versteht, vor allem, weil er auch durchaus willens ist, gerade mit den Methoden des Parlaments seine mehr oder weniger undmokratische Führung zu sichern. Wir meinen den deutschen Außenminister Dr. Gustav Stresemann.

Dr. Stresemann hat von seiner Locarno- und Thoiry-Politik, wie er vor sich selbst bekennen dürfte, nur äußere, inhaltlich nicht realisierte und wahrscheinlich nicht realisierbare Verhandlungsergebnisse mitgebracht, und ist damit, mit seiner französischen Verständigungspolitik, wohl in

Das „Gewissen“

wolle man entweder bei der eigenen Postanstalt bestellen; in diesem Falle beträgt der monatliche Bezugspreis eine Mark. Oder beim Verlag; dieser liefert das „Gewissen“ unter Streifenband gegen einen monatlichen Bezugspreis von M. 1,25.

Ring-Verlag G. m. b. H., Berlin W 30, Mohrstr. 22

Aus dem Inhalt:

Wahlvorbereitungen

Bemühungen um Europa

Von Dr. Harald Oldag

Totentanz

Von Hans Schwarz

Neue nordische Anknüpfungen

Von Georg Dietwede

Kritik der Presse

einer Sadgasse gelandet, aus der ihn auch der englische Kontrahent sicher nicht herausholen wird. Dr. Stresemann weiß auch weiter, daß alle Bemühungen um eine Aktivierung der Washingtoner Regierung nichts helfen werden, weder die Rundgebungen der Washingtoner Botschaft, noch die Einflußbemühungen befreundeter Bankiers, um die europäischen Angelegenheiten im deutschen Interesse zu mobilisieren. Dr. Stresemann hat es deshalb vorgezogen, in der Zwischenphase bis zu seinem neuen Auftreten in Genf in der inneren Politik sein bewährtes Spiel zu entwickeln. Wenn man die Tagesstunden des Herrn Außenministers einmal nachrechnen würde, würde man wohl mit Erstaunen feststellen können, daß in den letzten Wochen für den Herrn Außenminister kaum eine Stunde für Außenpolitik freigeblieben sein dürfte.

Drei Fragen und drei Aufgaben sind für ihn zu lösen: einmal dem zunehmenden Einfluß der Sozialdemokratie auch im Reich die Möglichkeiten zu sichern, die seine eigene Position nicht gefährdet, und die den Sozialdemokraten doch die Gewißheit gewährt, Herr mit im Hause zu bleiben. Die zweite Aufgabe bezieht sich auf die öffentliche Resonanz seiner politischen Wirksamkeit. Er hat noch zuletzt in Genf bekannt, daß er mit den vorhandenen Möglichkeiten keineswegs zufrieden sei. Es handelt sich dabei nicht allein um die Räte seines höchst persönlichen Organs, dessen Stützung durch den „Evangelischen Bund“ nicht genügt, um das bei seiner Presse nachgerade traditionell gewordene Defizit auszugleichen, weshalb auch hier Jakob Goldschmidt einspringen mußte.

Noch wichtiger aber wurde für Dr. Stresemann die dritte Aufgabe, die Auseinandersetzung mit seinen intimsten Gegnern, mit den Deutschnationalen, deren oft widerspruchsvolle Haltung ihm die polemische Auseinandersetzung allerdings leicht machte. Hier macht sich bei ihm ein gewisser imperialistischer Zug geltend, um die Deutschnationalen als Opposition überhaupt auszuschalten, und sie für seine Politik zu gewinnen, ohne daß er sich mit dem Obligo einer Koalition belastet. Derartige Versuche, müßte hoffnungslos erscheinen, wenn man nicht die typischen Verhältnisse, wie sie bei uns liegen, berücksichtigen würde. Es ist durchaus realistisch von Dr. Stresemann gedacht, wenn er glaubt, auch diese Opposition für sich erobern zu können, ohne den Preis dafür zu zahlen, ein Versuch, der sozusagen im umgekehrten Verhältnis zu seinen außenpolitischen Erfolgen steht.

Wenn man die verschiedenen Bemühungen und Aktionen entsprechend den zu lösenden Aufgaben verfolgt, so ist der Verdacht nicht von der Hand zu weisen, daß es sich bei dieser ganzen Arbeit weniger um Interessen der nächsten Zeit handelt, als vielmehr um eine großartige Vorbereitung der nächsten Wahlen: den Gegner verwirren, Uneinigkeit in seine Reihen tragen, Gegensätze gegeneinander auspielen, Verbindungen aufschließen, auch wo die sachliche Grundlage fehlt, Truppen sammeln und die Finanzierung des Kampfes vorbereiten, Positionen, die weiterhin doch aufgegeben werden müssen, den Betreffenden als großes Opfer noch rechtzeitig vor Torreschlus um einen großen Preis zu verkaufen, kurz Taktik, taktische Kunst, Routine zum besten Stils. Vorbereitungen eines kommenden Wahlkampfes, bei dem nach den Intentionen Dr. Stresemanns nichts mehr von dem übrig bleiben darf, was Nationale Opposition heißt!

Bemühungen um Europa

Von Harald Oldag.

Es war im März des Jahres 1924, als Moeller van den Bruck an dieser Stelle über das Europäische schrieb; vor etwa zweiundneunzig Jahren. Eine kurze Spanne Zeit liegt es zurück, die doch im eiligen Wechselspiel der Politik genug neue Bilder zeigte. 1923 war ein Krisenjahr gewesen, dessen Erschütterungen 1924 noch stark nachwirkten. 1923 war das Jahr des Ruhrkampfes und des Zusammenbruchs der deutschen Währung.

Heute ist abermals die Frage nach Europa gestellt. Wie es scheinen will in einer Stille zwischen den Stürmen. Die Menschen haben wieder ein wenig mehr Zeit gewonnen, über das Allernächste hinauszuschauen. Die meisten sprechen nicht mehr vom Kriege, nicht mehr von der Niederlage. Auch nicht von der deutschen Aneshschaft, die inzwischen eine andere, gefälligere Form angenommen hat. Ist es ihnen wirklich viel mehr als eine Art von Erholung, wenn sie von Europa sprechen? Viele — es soll nicht bestritten werden — legen viel Hoffnung in das Wort, manchen Wunsch, manchen Traum. Nicht wenige so scheint es, lächeln, den Zwischenakt wahrnehmend, in die europäischen Bezirke. Treibt sie vielleicht eine Lust, es könne sie das Schicksal noch einmal in die Unentrinnbarkeit der Entscheidungen zwingen? Nur zu gern träumt sich der Mensch aus einer Welt, in der die Dinge sich hart und unerbittlich im Raume stoßen, in die Lebensferne der reinen Anschauung. Doch es bleiben die Dritten: Die lächeln mit dem Unglauben einer erlittenen Zeit, die noch der Ueberwindung harret. Sie lächeln nicht ironisch. Dazu sind ihnen die Dinge zu hoch. Sie lächeln nicht spielerisch. Das Spielen wurde längst verlernt. Dazwischen liegt ein Krieg und ein Chaos und manch' andere geprengte Brüste, die noch nicht wieder erwidert ist. Sie lächeln vielmehr das harte Lächeln, wie es unter dem Stahlhelm gelächelt wurde. Europa, so sagen sie — ist Europa an der Zeit? Ist Europa zwingend? oder ist es ein literarischer Nihilismus, hinter dem Unwahrscheinlichkeit hoch? oder ist es ein Geschäft, und vielleicht ein faules Geschäft?

Europa ist heute in aller Munde, in den Salons, in den Zeitartikeln, auf dem Zeitstreifenmarkt. Menschen kommen mit Absichten. Ansichten verdichten sich. Es geht eine Unsicherheit um. Ist es eine Wiphoje? Oder eine Vernebelungspolstrik in einem Gelände, in dem ein Aufmarsch geplant ist? Die Deutschen sind bitter geworden. Sie schrecken sich nichts. Sie wollen kämpfen um alles, was ihnen wertvoll erscheint. Und sie können alle kommentierten Dinge nicht anders sehen, als aus der Erde jener deutschen Katastrophe, die noch längst nicht aufgehört ist. Soll man sie darum schelten, daß sie eine Lehre ziehen, oder haben sie nicht vielmehr die Pflicht dazu? „Wir sagten uns damals, daß dieser Krieg unser Erziehungskrieg gewesen sei. Wir fragen uns heute: war er es wirklich?“ schrieb Moeller van den Bruck an Heinrich von Gleichen in der Zueignung seines „Dritten Reiches“. Es hat seinen Grund, wenn Moeller beschworen wird, da es erneut gilt, von Europa zu sprechen.

Moeller brandmarkte den Wahn, ohne den die Deutschen nicht zu leben vermöchten, der gestern „Welt-demokratie“ hieß und heute „Europa“ heißen soll. Moeller sprach von jenen, für die Europa eine Vorlegenheit sei, eine letzte Möglichkeit, einem Schicksal zu entgehen. Die zutriebenen seien, wenn Europa nur vegetieren könne. Moeller stellte diejenige bloß, denen Europa ein Selbstzweck aus Berechnung sei, als Da-Sein, als Wirtschaftskomplex, als rationalistischer Gedanke. Moeller fragte, ob denn jedes Volk, das zufällig auf dem Stück Erde zwischen Gibraltar und dem Ural wohne, deshalb schon als ein europäisches bezeichnet werden dürfe. Moeller fragte sehr viel und sehr gründlich. Moeller antwortete schließlich mit dem Satz: „Der Europa-Gedanke setzt sich über die Wirklichkeit hinweg.“

Moeller gab dem europäischen Gedanken eine besondere Deutung. Er war ein gesättigter Deutscher, dem sich die Dinge erschlossen, ohne daß er ihnen Gewalt antat. Europa war ihm die Erneuerung der alten Welt durch den Norden. Europa, so sagte er, hat aufgehört, eine lebendige Bewußtheit zu sein, seit ein Volk im Westen aufbrach und seinen Herrschaftswillen für Europa setzte. Das dünkte dem Bürger des Dritten Reiches so ungeheurer Frevel, daß er dem Freveler entgegenschrieb, er gehöre nicht mehr zu Europa, da er spät sei und so viel Afrika in ihm, daß aus ihm ein zweites Portugal werden könne. Europäisch sein war für Moeller ein Dienst. Dienen können nur Menschen, die fähig sind, eine Sache um ihrer selbst willen zu tun. Moeller sah keine anderen, als die Deutschen. „Und abermals ist Deutschland Mittelpunkt. So bleibt es die Voraussetzung für Europa, wie Europa nur die Auswirkung von Deutschland sein kann. Der europäische Beruf der Deutschen wird sie zwingen, sie selbst zu sein.“

Der Europa-Gedanke, dem Moeller so abgründig feind war, ist der Gedanke Coudenhoves, des Pan-

Die politische Woche

Europäer. Es ist eine Vorstellung, in der sich die Welt-
demokratie nach einmal europäisch zu retten sucht. Pan-
Europa ist der Anlauf des Weltens, um die europäische
Position, an der er trotz seinem Waffenautomatismus ver-
zweifelt, noch einmal mit seiner Phrasologie zu behaupten.
Er exzerziert seine Aktore in Wien, eine jüdische Schau-
spielerin und einen mißblütigen Aristokraten. So ist dieses
Europa mit dem japanischen Sonnenkreis und dem gemessenen
Kreuz darin über die moderne Weltbühne gegangen wie
eine mäßige Revue, amerikanisch aufgezogen, wortfüllig
und im Grunde verächtlich. Umjammert von der liberalen
Weltpresse — soweit diese nicht englisch war. Denn Eng-
land hatte der paneuropäische Kartenzweiger jenseits des
Horizonts gelassen, wenngleich er Indochina mit einbezog.
Auch Rußland wollte er ausgeschlossen wissen, weil dort die
Demokratie niedrig im Kurs steht. Und er hätte gewiß
auch nicht ungern das tschisch-italienische Italien ausge-
stoßen, das seine Freimaurer austrick und wenig von Liberalismus
hält. Und er hätte am liebsten wohl nur Frankreich übrig
gelassen, das mächtig war, und das den Kontinent in seiner
Hand hielt. So konnte Pan-Europa der Schwarm aller
entwurzelten Intellektuellen werden, der Enthusiasmus
aller Zivilisations-Literaten, aller vom Blut her und vom
Boden und der Geschichte her Heimatlosen. Bald waren die
Banken und Börsen dabei und ein Kapitalismus, der in
Pan-Europa baren Gewinn sah. Und schließlich schlossen
die Pazifisten den Kreis, jene dünnen Gesellen, die aus
Feigheit und Geschichtslosigkeit gern eine Tugend machen.
Es war am Ende jene Gesellschaft besessenen, die sich
immer versteht, weil sie an nichts gebunden ist. Und um
die Karriere zu vollenden hätte nur gefehlt, das Esperanto
zur Paneuropäer-Sprache zu erheben.

Pan-Europa ist keine Angelegenheit des Lebens, der
Zukunft; und es ver schlägt denn auch nichts, daß besonders
große Dummheiten inzwischen korrigiert wurden, daß man
Rußland und England einen nachträglichen Zulassungsschein
ausstellte. „Nun besteht wenigstens, so weit die Geo-
graphie in Frage kommt, keine Gefahr mehr, daß Pan-
Europa die europäische Idee weiterhin durch seine Zertüme-
rumpromittiert“, schreibt Rohan, von dem nunmehr zu reden
sein wird, in seiner „Europäischen Revue“.

Prinz Karl Anton Rohan, aus altem österreichisch-
lothringischem Adel, kommt gleich Coudenhove aus Wien,
doch ist er weit davon entfernt, das europäische Problem
von der Seite der aussichtslos Gestrigen, von der Seite
eines demokratischen und liberalen Weltbürgertums anzu-
packen. Er bezieht sich auf das Konservative. Er beginnt
Europa an der Wurzel zu suchen und appelliert an die
Menschen, die in der Verantwortung stehen. Um die Wende
des Jahres 1921/1922 rief er in Wien den „Kultur-Bund“
ins Leben, der ein „Europa der Besten“ darstellen soll. Er
weiß darum, daß Europa ein Bewußtsein ist, und daß es sich
nicht geschäftlich organisieren läßt mit amerikanischen
Methoden. Er will bei Menschen beginnen, die sich über
die Katastrophen noch so viel Lebensgefühl und Weltweite
gerettet hätten, um auch als Nationalisten über sich
hinaus leben zu können. Aus seiner Feder erschienen
im Jahre des Kampfes im Verlage „Der neue Geist“ zu
Leipzig ein erster Aufsatz über die europäische Problematik,
der im Reiche wenig beachtet wurde, selbst in den Kreisen,
die hier eigentlich Pate waren. In dieser Schrift lebt viel
von Moeller van den Bruck. Sie bemühte sich, zum Grund-
sätzlichen vorzustoßen. Sie stellte die Frage nach Adel,
Bürgertum und Proletariat, und war ein Aufruf gegen
das rationalistische Zeitalter der bürgerlich-demokratischen
Revolution. Und es war viel Glaube an die Jugend in
Europa darin, zu der Rohan selbst gehört, eine ungewöh-
nliche Deutung des Bolschewismus, ein Bekenntnis zum
Faschismus. Manches bittere Wort über Deutschland steht
in dem schmalen Band, der freilich noch nicht frei ist
von der Furcht vor dem Kriege, der kommen könne, und der
mit seinen „technischen Dämonen“ den Rest der europäischen
Kulturwerte zu liquidieren drohe.

So sieht Rohan keinen anderen Ausweg, als die „Ver-
einigten Staaten von Europa“. „Es müssen sich die Völ-
ker zu einer politischen Einheit finden. Und dies ist nur
möglich auf dem Wege eines Nationalismus, der vom
guten Deutschen, vom guten Franzosen usw. zum guten
Europäer führt. Europäischer Zusammenschluß ist niemals
auf inter-, sondern nur auf übernationalen Wege denkbar.“
Dieser übernationale Weg führt über jene Menschen in
Europa, die noch kulturtragende Oberschichten ihrer Na-
tionen sind, oder aus denen sich eine neue Oberschicht bilden
kann. Diese Menschen sucht Rohan in seinem Kulturbund

In der polnischen Presse wendet sich Korjanty gegen
den Bericht der amtlichen polnischen Telegraphenagentur
über das Ergebnis der ostober-schlesischen Wahlen, weil
dieser Bericht zum Schaden des polnischen Ansehens den in-
zwischen allgemein bekannt gewordenen deutschen Wahlerfolg
umlügt in einen siebenundzwanzigprozentigen Erfolg der
polnischen Parteien. — In Verfolg des ostober-schlesischen
Wahlergebnisses wird der Woiwode von Katowitz nach
Warschau gerufen und hat wegen schlechter Polizeiverwal-
tungsmängel mit seiner Entlassung zu rechnen.

In Verfolg des Attentats auf Mussolini und der dar-
auf einsehenden faschistischen Parteimaßnahmen erscheint
im Deutschland Südtirols seit nunmehr zwei Wochen keine
deutsche Zeitung mehr. — Die freie Stadt Danzig befindet
sich in einer Erklärung der neuen Regierung, daß ihr oberstes
Ziel sein werde, die Selbstständigkeit und den deutschen
Charakter zu wahren. — Das „Berliner Tageblatt“ läßt sich
aus Washington drahten, daß Senator Borah auf einer
Tagung der jüdischen Frauenvereine Americas lebhaft für
das Selbstbestimmungsrecht Chinas eingetreten sei. —
„New York Herald“ läßt sich aus Berlin drahten, daß die
Haltung des deutschen Botschafters in Washington, der an-
lässlich der amerikanischen Feier des Tages von Compiègne
die Frage der deutschen Republik geäußert hatte, die vor-
herige Billigung des Berliner Auswärtigen Amtes er-
fahren habe.

In Moskau trifft der Generalstabschef der afghanischen
Armee ein. — In Paris erwartet Briand das Eintreffen
Tschitscherins und rechnet man damit, daß dort zugleich die
russisch-afghanischen, russisch-persischen und russisch-türkischen
Abmachungen zur Unterzeichnung kommen werden. — Nach
halbamtlichen türkischen Meldungen sind die russisch-türkischen
Besprechungen von Odesa nicht als Kundgebung
gegen andere Mächte gedacht gewesen.

Im englischen Oberhause erklärt Lord Cecil für die Re-
gierung, daß eine allgemeine Abrüstung wohl möglich sei
und daß sie bei den Unternehmungen anzufangen habe. —
Gegenüber der Forderung der britischen Regierung nach
Beteiligung der Dominions an den Ausbauprojekten für
Singapur nehmen nur Australien und Neuseeland eine
zustimmende Haltung ein. — Der Generaldirektor
der deutschen Reichsbahngeellschaft teilt mit, daß die
Reichsbahn ihre Wehreinahme von hundert Millionen
Mark dem englischen Bergarbeiterpreis zu verdanken habe.

Das französische Innenministerium weist die wegen
Aufrührerbereitungen gegen Spanien angeklagten
Katalanen aus. — Jules Saurewein berichtet im „Matin“
von einem Interview mit Mussolini, in dem dieser die ver-
schiedenen französisch-italienischen Zwischenfälle ausführlich
bedauert habe. — Nach römischen Meldungen werden in
Verfolg der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Italien
und Rumänien sich deren Königshäuser gegenseitig Besuche
abstatten und beider Unterhandlungen über eine
Personalunion durch entsprechende Einheirat.

In der nationalistischen Presse Frankreichs wird
Briand vorgeworfen, daß er nicht rechtzeitig genug die Ge-
fahren gesehen habe, die für die französische Politik aus
der Hochzeit des belgischen Erbprinzen mit einer Prinzessin
aus deutschfreundlichem Hause entstehen können. — Der
König der Belgier wendet sich in einem Schreiben gegen
Behauptungen des Marschalls Foch, wonach er 1916 den
Wunsch gehabt haben soll, die belgischen Linien zurückzu-
nehmen.

In Berlin und Paris gehen die Verhandlungen
zwischen der Militärkontrollkommission und deutschen Re-
gierungsvertretern über die Entwaffnungsforderungen
weiter. — Nach englischer Auffassung gibt sich die deutsche
Regierung einem nicht recht begründeten Optimismus hin,
wenn sie mit einer halbigen Zurückziehung der interna-
tionalen Kontrollkommission aus Berlin rechnet. — Die kom-
munistische Fraktion des preussischen Landtages teilt in
einem Antrag mit, daß die französische Regierung den
Verkauf der Saargruben an das Reichkapital beachtlich

zusammenzufassen, der die geistige und persönliche Platt-
form für seine europäischen Bestrebungen bildet.

Als Junges geht Rohan auch nicht am Generations-
problem vorbei, er behandelt es in einer bei Rohan in
Köln 1926 erschienenen padenden Schrift im Wortlaut,
denn, die in Deutschland auf dem radikalsten Nationalistischen
Füßel stehen. Rohan appelliert an die Frontkämpfer in
allen Nationen, an jene Jungen, denen keine Jugend be-
schieden war. In jene, die erst im Schützengraben in das
Mannsalter traten. Von dieser Schrift jagt er, daß sie
unerbittlicher Feind des Liberalismus sei, und ein Lebens-
gefühl habe, das auf eine Art von revolutionären Konser-
vatismus hinauslaufe. Und da es so bestimmte Jugend in
allen europäischen Völkern gäbe, eine Jugend, die eine ge-
meinsame Erlebniswurzel habe, müsse auf solcher Basis eine
europäische Verständigung möglich sein. „Wer ganz im
Nationalen wurzelt, der ist so weit frei, den Gegenüber
zu diesem Nationalen mitzusehen, als zugehörig und not-
wendig zu begreifen, der hat den ersten Schritt zum Euro-
päer gemacht, der baut mit an der großen Kuppel der
Mediterranean von Morgen, an Europa.“ — Auch Moeller
hatte von dieser Spannung gesprochen, und hatte das Ge-
seltsame Wort herangezogen, daß wir lernen müssen, in Ge-
genjahren zu leben.

Noch eine dritte europäische Richtung, der Rohanschen
im Grunde verstant, wird an den deutschen konservativen
Nationalismus herangezo-gen. Sie kommt nicht auf dem
Umwege über Wien. Sie kommt geradenwegs von Paris:
die „Droite Nouvelle“ des Barons Robert Fabre-
Luce. Fabre-Luce geht radikal vor. Er ist ein poli-
tischer Stürmer. Fabre-Luce versucht eine Zusammen-
fassung der verschiedenen nationalkonservativen Gruppen.
Ihm ist es um eine Art „Internationale der Nationalisten“
zu tun. Die größte Gefahr für Europa und damit auch für
sein Volk sieht Fabre-Luce in der ungerechten Ordnung von
1919. Während Coudenhove sich mit dem Status von Ver-
sailles nicht nur abfindet, sondern ihn darüber hinaus sogar
positiv bewertet, ihn befiehlt, während auch in der „Euro-
päischen Revue“ Rohans einmal ausdrücklich gelobt
wurde, daß der versäiller Vertrag „weder auf noch schlecht“
sei, sieht Fabre-Luce in diesem Diktat die Wurzel des euro-
päischen Übels. Er tut dies als Europäer. Er tut dies
aber vor allem als ein Franzose, der um sein Volk be-
sorgt ist, von dem er erkennt, daß es sich auf der ganzen
Linie übernommen hat. Auch Fabre-Luce will Europa
nicht um einer abstrakten Verständigung, sondern um der
europäischen Völker und Nationen willen. Zu diesem Zwecke
betreibt er die Fühlungnahme der verschiedenen nationalisti-
schen Gruppen und versucht, sie in ein ritterliches Verhältnis
zueinander zu bringen. Fabre-Luce ist wie Rohan Aristokrat,
Gegner von Demokratie und Parlamentarismus. Er
ist ein völlig-konservativer Franzose.

Die deutschen Nationalisten werden es zu überlegen
haben, wie sie sich zu diesen europäischen Bestrebungen
stellen sollen. Pan-Europa scheidet dabei aus. Ein anderes
ist es um die beiden anderen Ideen. Aber wenn die deut-
schen Nationalisten eine gemeinsame Wurzel, eine gemein-
same weltanschauliche Einstellung spüren, sie werden
dennoch gut tun, nicht zu sparen mit ihrer Prüfungszeit.
Es ist nicht so mit konservativen Dingen, die Dinge des
Wahns und eines Reifens sind, daß sie angründen wie
ein Motor, der schnell auf Touren kommt. Es liegt dem
Menschen des deutschen Konservatismus, die im Norden
schwerblütiger sind als im beschwingten Süden und Westen,
eine Steifheit im Blute; haben sie doch die Erfahrung mit
ihrem Volke, das so gern leichtgläubig ist und dafür in der
Geschichte immer wieder eine furchtbare Zehne zahlen
mußte. Wenn Europa entstehen wird, wird es in Völ-
kern entstehen, die „ne selbst“ geworden sind. Sind die
Deutschen so weit? Sind es die anderen? Ein kontem-
platives Europa ist leicht möglich. Im Bezirk der Lebenswirk-
lichkeit ist es jedoch ohne Selbste. Es ist notwendig, dem
Problem politisch zuzukommen. Dazu bedarf es politischer
Völker. Deutschland steht noch in seiner Lehrzeit. Es darf
sich nicht wieder gleich von vornherein zerplittern. Die
Deutschen haben heute zuerst eine deutsche Aufgabe zu er-
füllen. Sie haben ihren Lebensraum für sich fruchtbar zu
machen. Sie werden sich keine Scheuklappen anlegen und
jede Stillverkennung vermeiden. Aber sie werden ihre na-
tionale Konzentration bereiben und sich nicht wieder in
ihrem Solle verzingeln. So hat der deutsche Konservatis-
mus seine Aufgabe zunächst in den Bezirken seines Volkes.
Sind sie erfüllt, dann wird er an die nächste gehen können.

Die deutschen Konservativen wollen ihr Volk in Form
bringen. Das ist in anderen Völkern schon schwer, bei dem

Konservatismus hat die Ewigkeit für sich.
Moeller van den Bruck

Totentanz

Von Hans Schwarz.

Wenn der Tag seine Fadel neigt und die Menschen sich
in ihren Häusern versammeln, dann bricht die Stunde des
nordischen Märchens an. Dann gewinnt das Stumme seine
Sprache, und die Toten treten ihre Wanderung an, und die
Menschen fühlen, daß jene leben. Und während Ferne und
Nähe sich untrennbar verwirren, wird „der Tag wieder
richtbar“, und wer sein Herz nicht verdorben hat, findet
aus der Begrenzung jedes Lichtkreises über sich hinaus und
vernimmt, was er soll. Das himmlische Gewölbe und die
atmende Erde verschloßen den Augenblick, der das Tages
bleibt. Die wandernden Toten haben Recht — und sie
wandern in Deutschland unendlich — und wie die Dinge
sich von der Form zu lösen scheinen, wird ihr Weilen offen-
bar, und das Leben besinnt sich auf seine Ewigkeit.

Es gab ein Deutschland, das zu dieser Ewigkeit betete,
weil es vom Tode zu singen wußte. Ein Deutschland,
dessen Dichter sich vom Tage abwandten, weil seine Nähe
ihnen vergänglich dünkte, brennende Menschen, die sich
selbst in eine neue Zeit voranzuleuchten suchten, die dunkel
war. Denn das Dunkel war ihnen mütterlich vertraut,
und die Toten waren ihnen nicht fremd, sondern trugen
alles, was an der Vergangenheit lebendig war, in den Geist
von Morgen hinüber. Sie nannten aber diesen Geist den
Geist der Geschichte.

Es war jenes Deutschland einer verzückten Jugend, die
sich in einer Zeit der politischen Erstarrung selbst vor dem
klassischen Weimar entsetzte und anders zu den Müttern

hinabzusteigen verlangte, als es der olympische Mensch
über sich vermocht hatte. Diese Jugend war ringend und
ahnend und überwältigt zugleich, sie suchte sich zur Rettung
berufen und hätte doch nicht sagen können, was denn eigent-
lich zu retten sei, denn die harte Enge des Tages blendete
sie, wo sie Rede stehen sollte. Und waren in Deutschland
zu viele mit dem Ereignis zufrieden oder der Ruhe be-
dürftig, als daß man sonderlich auf diese Kunde zunächst
gehört hätte. Man nahm es hin, daß die Schwärze des
Reiches noch den Köpfen Märchenbüchern eine eigentüm-
liche Freiheit gab, man redete mit Worten, als hätte
noch der große Gedächtnis die Fäden in der Hand, die Köpfe
blühten, und die Widersprüche überboten das Denken der
Zeit und stützten alle Wünsche um. Was hätten die Toten
den Lebenden sagen sollen! Man drängte sie ab in den
nordischen Spul.

Freilich bewegten sich dunkel die Völker des Ostens,
und die Menschen des Westens gehaltener sich um, und
nichts davon geschah den Dürften ausliche. Zwischen
Schauern der Ehrfurcht vor den Dämonen des Westens
und dem Aufblick zur gebänderten Form von menschlichem
Ausmaß drängte sich das G. Licht uralten Denkens, um die
Völker an sich zu locken und die Nationen zu zerstückern.
Geschahen nicht viele Zeichen in Deutschland, als wäre
Denken an sich schon ein Maß, und G. trat an sich und Form
an sich unerschöpfliche Erzeugnisse? Und doch ver-
langte die nahe Revolution nach neuen Kriegen, also daß
die Toten von anderswärts herabzudenken sich gefeiert
wieder führten. Was da herauskam, rief nach einer an-
deren Deutschland, die nicht die letzte Entwicklung des Abend-
landes noch einmal nachholte und auf deutsche Weise ver-
edelte, sondern es war eine tiefere Freiheit, die sich
auf ihre Herkunft besann und voll Vertrauen auf die an-
geborene Kraft über die zerbrechende Zeit hinaus einer
Neugeburt Europas entgegenging. Denn die Deutschen
waren recht eigentlich in das Herz des Erdteils eingebunden,
seit sich die Kronen Preußen und Oesterreich mit Ruß-
land in Polen geteilt hatten. Mit jedem Schritt aber in

den Osten hinein wuchs die Verantwortung, denn es ergab
sich mit der neuen politischen Lagerung des Deutschlands ein
neuer politischer Konflikt.

Die Mehrzahl der Deutschen ging an dieser Frage vor-
über, wie sie damals auch an Breußen vorüberging. Ihre
männlichen Geister und begabtesten Herzen wandten sich
von dem baltischen Ausblick ab und beschwörend den Mächten
des Tages zu. Sie sahen im preussischen Wachstum nach
Osten einen Schritt in das Dunkel der Barbarei, und statt
ein Schritt darin zu fühlen, suchten sie sich in G. Stellung
und Leistung von den Aufgaben jenes Raumes nur härter
zu trennen. Wir begreifen heute, daß sie zu kurz sahen.
Sie sahen das Deutschland lange vor der Stunde im Licht,
für die sie es hätten bereiten müssen, und veräurten die
große Gelegenheit für eine Zeit, wo sich die europäische
Geschichte um ihre Achse drehte.

So hörte nur die Jugend den Anruf der Geschichte, der
seither den Deutschen eigentümlich blieb, weil er zur
Stimme der Toten wurde. Und die Jugend tat, wie sie
mußte, und stellte die Nacht gegen den Tag und gehörte
dem Traum gegen die Zeit. Sie war eine überwiegen-
preussische Jugend und nannte sich romantisch. Als sie sich
verhändelt zu machen suchte, wählte sie die Weise, zu der
noch der große Friedrich selbst das Vorbild gegeben hatte:
sie äußerte sich literarisch. Darüber wurde sie zwiepsältig
und verwirrt, denn sie blieb ohne politische Führung, und
gerade die Lautesten folgten ihr mehr aus Mode denn aus
angeborenem Wesen. Trotzdem riefen die Seiten unter
ihnen nicht vergebens ins Dunkel. Es kam der Jugendschick,
wo sie mit den Müttern Recht behielten, wo ihre höhere
Wirklichkeit, an die sie glaubten, mit dem ganzen Volke
ausstand, so daß Tag und Nacht, Leben und Tod des Volkes
wieder zusammenfanden und das klassische Weimar
schattenhaft beiseite stehen mußte.

Sie fielen mit den Toten. Nicht nur mit denen, die
auf den preussischen Schlachtfeldern geopfert worden
waren, auch mit denen, die im dreißigjährigen Kriege der

deutschen wohl aber am allerwertesten. Das deutsche Volk ist immer irgendwie ein Rätsel. Da gibt es weder billige noch schnelle Lösungen. Der deutsche Staat ist ebenfalls noch ganz eine Aufgabe. Zudem tragen die Deutschen das Schicksal der Glaubenspolitik. Wie wird sich der protestantische Norden zu einem Reiche stellen können, das vielerorts zuerst als rein katholisches gedacht ist? Wie wird das Deutsche Gesamtvolk die konfessionelle Zersplitterung für sich als Erbanung frühbar machen können, ohne der Gefahr der Auflösung zu verfallen und die Mitte Europas in Frage zu stellen? Man darf Wien nicht gegen den Norden ausspielen. Man kann es auch nicht mit Temperament und Grazie machen. Die Voraussetzung ist doch wohl, daß dort die politischen Vorbedingungen geschaffen werden, wo Europa zerstört wurde. Bringt man den Ort der Störung in Ordnung, dann wird ein großer Schritt vorwärts getan sein. Das aber liegt bei den Franzosen, die ihre Positionen im deutschen Lebensraum noch immer nicht aufgeben wollen. Politisch nicht, und auch geistig nicht. In Frankreich regiert nach wie vor die alte Schule, die unsere Vernichtung betrieb. Deutschland ist noch immer weltliche Okkupationsgebiet, nicht nur am Rhein. Jedes Volk geht seinen Weg für sich. Jedes Volk muß mit sich allein fertig werden. Das ist die Erkenntnis.

Vor zweiundneunzig Jahren schrieb Moeller von den Brüdern: „Frankreich hat sich selbst aus Europa ausgegliedert.“ Und er holte das europäische Erbe nach dem Norden und nach Deutschland zurück. Und er zog einen Limes. Ist es an der Zeit, diesen Limes einzuziehen, die Moeller'sche These zu revidieren? Manches hat sich gewiß verändert auf dem Felde der großen Politik. Frankreich ist erlahmt in seiner Kontinentalherrschaft und scheint auf dem Wege der Verständigung seine Konsequenzen suchen zu wollen. Aber da steht die entscheidende Frage ein. Ist die Verständigung eine Taktik, vom Schwächegefühl diktiert, oder ist sie ein europäischer Akt? Kann ein Volk eine fünf-hundertjährige Politik in sich auslösen? Kann ein spätes Volk seiner Geschichte noch eine völlig neue Wendung geben? Ist es zu solcher grundsätzlichen Wandlung noch elastisch genug? — Es kommen Menschen zu uns, die sagen, es wäre an dem. Es kommen Franzosen, die Frankreich als Frankreich beschränkt wissen möchten. Doch bis wohin geht dieses Frankreich, selbst wenn es beschränkt wäre? Und wird eine solche Anschauung einmal das ganze französische Volk ergreifen können? Die Deutschen werden wachsam erwarten müssen. Ohne sich grundsätzlich zu verschließen, aber auch ohne überleiteten Optimismus.

Europa darf keine Ausflucht sein. Alle Völker müssen allein und für sich durch ihr purgatorium. Alle Völker müssen gang für sich in ihr risorgimento schreiten. Es wird nicht konservative Aufgabe sein, sich diesen Weg gegenständig zu erleichtern. Das würde zur Oberflächlichkeit verführen. Die Gegensätze müssen gelöst werden. Sie können nur gelöst werden, wenn die Völker die Kraft haben, einmütig zu sein. Welches Volk diese Prüfung besteht, wird durch seinen Bestand als Nation Europa bewahren.

Neue nordische Anknüpfungen

Von Georg Dietzsch.

Seit den Gründerjahren haben wir uns allmählich daran gewöhnt, ihre Majestät die Zahl zu verehren. Das haben zwar andere Nationen auch getan, und manche in noch schlimmerer Weise als wir, aber an keiner hat es sich so gerächt wie an uns, daß wir die Quantität höher schätzten als die Qualität. Wir fragten danach, wieviele tüchtige Soldaten, Kanonen und Schiffe ein Staat aufbringen konnte, und glaubten, ihn damit als Faktor der Politik richtig eingeschätzt und eingeschätzt zu haben. Heute wiederholen die meisten von uns denselben Fehler. Sie halten die Ziffern der Einwohner, der Wähler, der Eins- und Ausfuhr für maßgebend. Das Land, das nicht genügend Millionen aufweist, wird kaum der Beachtung gewürdigt. Wirtschaft ist alles. Persönlichkeit, Klasse, Ueberlieferung, Kultur nichts.

In diesem Sinne werden von der deutschen Öffentlichkeit nur gar zu oft alle Völker behandelt, die den Nordwesten des europäischen Festlandes von Belgien bis Finnland bewohnen. Keiner ihrer Staaten hat ja mehr als zehn Millionen Einwohner: Belgien, Holland, Dänemark, Norwegen, Schweden, Finnland und die Randstaaten. Über alle zusammen zählen sie immerhin über dreißig Millionen Menschen, könnten also, wenn sie gewisse Uebereinkünfte

in ihrer Außenpolitik schließen würden, auf eine Ziffer kommen, die nicht ganz unbedeutend ist — abgesehen davon, daß sie ihrer geographischen Lage nach und durch den Wert ihrer Menschen vielleicht doch eine Rolle in der Politik spielen könnten, die nicht zu verachten ist.

Schritte zu einer gewissen Gemeinschaft sind offensichtlich getan worden. Die skandinavischen Reiche (im engeren Sinne), die eine Zeit lang durch den schwedisch-norwegischen Streit, und auch heute noch gelegentlich durch den dänisch-norwegischen Gegensatz manche Reibungsfläche miteinander hatten, haben sich im Weltkriege einander genähert, und unauflösbare Zusammenhänge, durch Sprache, Klasse, Bekenntnis und Ueberlieferung bedingt, bleiben allezeit bestehen, wenn auch wirtschaftliche Interessen und verschiedene Grundeinstellung dem alten Skandinavismus neues Leben nicht mehr einfließen können. Ein weitläufiger norwegischer Schriftsteller von politischem Ruf, Herman Harris Wall, hat schon während des Krieges eine Verständigung mit Holland angedeutet. Nach dem Kriege hat die Königin der Niederlande Norwegen besucht.

Eine Jahrhundert alte Kulturgemeinschaft verbindet Schweden und Finnland. Der Streit um die Alandsinseln hat zwar das Verhältnis beider Staaten ein wenig getrübt, und der Kampf zwischen der schwedischen und finnischen Sprache in Finnland, der oft in unerquickliche Formen ausartet, trübt die Beziehungen immer wieder. Es ist bezeichnend, daß Finnlands Präsident in diesem Jahre seine Staatsbesuche nicht in Stockholm, sondern in Oslo und Kopenhagen abtrotete. Aber immerhin nahm er seine Fahrt über Schweden und hatte eine längere Rücksprache mit dem schwedischen Könige und seinem Berater. Einen weiteren Fortschritt und Höhepunkt haben diese Versuche in diesem Frühjahr bei der Hochzeit der schwedischen Prinzessin Astrid mit dem belgischen Kronprinzen erreicht, die in Stockholm und Brüssel mit großem Glanz gefeiert wurde. Das Ereignis gewann noch einen besondern Schein durch die Anwesenheit von vier Königen, der Könige von Schweden, Belgien, Norwegen und Dänemark.

Es ist kein Zufall, daß die meisten dieser Staaten Monarchien sind. Ist die Macht ihrer Könige auch verfassungsmäßig nicht groß und streiter die republikanische Gegenbewegung in diesen Königreichen langsam fort, so darf man doch den Einfluß der Monarchen nicht unterschätzen, da es sich zum Teil um königliche Gestalten, und um tatvolle Persönlichkeiten von politischer Reife und Bildung handelt. Am Prunk seltener Feste und am Nimbus eines Thrones weidet sich jedes Volk gern, und im letzten Grunde möchte wohl keine dieser Nationen die Gestalt des Königs missen. Sie ist in einigen dieser Staaten nicht nur ein Schmuckstück, sondern hat sich bei mancher Gelegenheit, wenn der Streit politischer Parteien oder äußere Bedrohung, oder innere wirtschaftliche oder soziale Gegenstände den steten Gang des Staatslebens gefährdeten, als ein Faktor der Stetigkeit und des Gleichgewichtes bewährt. So kann man die belgisch-schwedische Hochzeit mit den Besuchen der Könige nicht als ein schlechtin unpolitisches, lediglich dekoratives Geschehnis ansehen. Wenn auch immer wieder betont wurde, daß hier persönliche Neigung ihre Erfüllung fand, und die Zusammenkünfte der Erbmonarchen rein privater Natur gewesen seien, so kann doch eine Auswirkung auf die Politik nicht geleugnet werden, und zwar auf die äußere und die innere.

Einmal ist schon der Gedanke der Erbmonarchie und die Erinnerung daran eine Angelegenheit der Staatskunst. Und wenn ein Kronprinz „inognito“ dritter Klasse fährt und die Nachrichten von seinem sympatischen Verhalten bei dieser Gelegenheit durch die Zeitungen gehen, so ist das gleichfalls — ob gewollt oder ungewollt — ein Akt der Politik zu Gunsten der Erbmonarchie. Es handelt sich ja um Länder, die sich auf ihre demokratischen Gepflogenheiten etwas zugute tun! Es sind ferner Länder, in die der Bolschewismus immer wieder einzudringen vermag. Der wirtschaftlichen und sozialen Struktur nach bieten besonders Schweden und Belgien dem Bolschewismus wohl Nährboden; denn beide Staaten haben viel Industrie, Belgien eine Aie, auf Kohlen aufgebaut, Schweden eine jüngere, die sich der Wasserkräfte und der Elektrizität bedient. Aber die Arbeitererschaft beider Länder zeigt einem gemäßigten Sozialismus zu. Die zwei Kommunisten, die im belgischen Parlament sitzen, kommen aus den wallonischen Landesteilen. Aber die Inflation des belgischen Franken hätte vielleicht doch auch Bolschewisten unter den Vätern erzeugt; an der Sanierungsanleihe beteiligten sich

schwedische Bankiers; und da diese gerade in der Zeit der glänzenden Königstage von Stockholm aufgeleitet wurde, kann es nicht Wunder nehmen, daß sie im Handumdrehen überglücknet war. Das ergibt natürlich ein neues Band zwischen den beiden Ländern. Und wenn Stockholm in diesem Jahre den Gedenktag des Waffenstillstandes durch eine feierliche Verkehrspause bezeugt, so dürfen wir auch daraus eine gewisse politische Wandlung folgern, die wohl mit dem belgischen Besuch zusammenhängt. Sprach doch eine große schwedische Zeitung, die sonst alles Deutsche meist freundschaftlich behandelt, unzweideutig davon, daß Prinzessin Astrid als künftige Königin Belgiens ihre Fahrt nach Brüssel nicht über Deutschland machen könne wegen der „Munde, die nicht so schnell zu heilen sei“. Und obwohl man mit Genugtuung feststellt, daß die Prinzessin bei Teutland flämisch lernt, wird von der flämischen Witschrift, die wegen Unterdrückung der Vlaman an sie gerichtet wurde, mit durchsichtiger Verblümmung behauptet, daß sie wohl außerhalb Belgiens verjagt sein müsse.

Aber dies sind keine Stimmungsmomente, die man angesichts eines möglichen Zusammenstoßes der Monarchien des nordwesteuropäischen Festlandes nicht allzuwichtig in die Waagschale werfen sollte. Wir stehen erst dem Anfang gegenüber und wissen nicht, was sich verwirklichen wird. Die Eigenköfigkeit dieser Nationen, die ja meist germanischen Charakters sind, ist groß; zwei von ihnen, die Norwegen und die Vlaman, sind in der Außenpolitik so gut wie ohne eigne Erfahrung. Dazu kommt die verschiedene Einstellung zu den Möglichkeiten des Krieges. Der Kern der skandinavischen Völker ist pazifistisch. Schweden und Norwegen haben über hundert Jahre, Dänemark über sechzig Jahre keinen Krieg mehr gehabt und rühen ab. Belgien und Finnland haben die Leiden, aber auch den Erfolg des Krieges erfahren. Das ergibt eine andere jeweilige Stellung im gesamten Staatsleben. Verschieden davon lebt wieder Holland, dem ein schweres Ringen um seinen Kolonialbesitz bevorsteht, um die Quelle seiner Wohlhabenheit.

So wird es noch gute Weile bis zu einem festeren Zusammenfluß haben. Und auch die Frage verfrüht sein, ob ein solcher aus Deutschen mehr Vorteil oder Nachteil bringen würde. Doch bedeutungsvoll genug wäre ein solches Ereignis, so daß wir gut tun, die Augen offen zu halten. Denn es handelt sich zwar nicht um große, aber um nahe Völker.

Kritik der Presse

Der Druck des italienischen Staatsvolkes lastet schwerer denn je auf Deutschland; selbst das Axiom auf Mussolini und die darauf folgenden faschistischen Verordnungen gegen die innerpolitischen Parteigegner wurden in Deutschland zu Ende der dreißiger Jahre gegenüber einer Bevölkerung angewandt, der nichts jener liegt als Gewalt gegen die italienische Staatsform und seinen Vertreter. Die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ bemerkt seit langem um das gute Verhältnis zwischen Italien und dem reichsdeutschen Staat. Dagegen ist an und für sich nichts zu sagen; denn zwischen Deutschland und Italien, dem die Früchte des Sieges im Weltkriege nur in verhältnismäßig bescheidenem Maße von seinen Verbündeten zugestanden wurden, bestehen in der Tat Gegensätze nur in der einen, der deutsch-italienischen Frage; das heißt: der Tatsache, daß das zweiundvierzigmillionenvolk der Italiener einen kleinen Teil des geschlossenen deutschen Siedlungsgebietes mit rund 250 000 Deutschen entgegen dem Selbstbestimmungsrecht in Besitz genommen hat und mit allen Mitteln der Macht und Gewalt zu italianisieren sucht. Kommt es also dem zweiundvierzigmillionenvolk der Italiener darauf an, mit dem deutschen Volk in ein gutes Einvernehmen zu treten, so braucht es lediglich diesen 250 000 unterdrückten Deutschen die Hefen zu lösen und ihnen zumindest die kulturelle Freiheit zurückzugeben. Jede nationale deutsche Zeitung sollte, gerade wenn oder weil es ihr um gute deutsch-italienische Beziehungen zu tun ist, darauf hinweisen, daß hier die Entscheidung liegt, daß das deutsche Volk das Schicksal dieser zweiundvierzigmillionenvolk, weil es Deutsche sind, nicht beiseite lassen kann, die Italien jedoch ohne jeden Preisverlust freigeben kann, um dafür die dauernde deutsche Freundschaft zu gewinnen. Dieser Standpunkt wird als ein selbstverständlicher Standpunkt auch bei den anderen Völkern Verständnis finden, und sollte es zumal bei den Italienern, die den Begriff der „unerlösten Gebiete“ geprägt haben. Die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ aber verweigert gütlich die Behandlung der italienischen Frage, was sich auch wieder in der groß aufgemachten „Anzerrung mit Mussolini“ zeigte, die der Korrespondent der „D. A. Z.“ in Ita-

Deutschen wider die Deutschen und gegen alle Welt vergeblich gestorben zu sein schienen. Sie stiegen mit dem Ungestüm des Blutes, in dem ein neuer Geist gährte, über die Lobredner des Maßes und der Ruhe, die sich der natürlichen langsamen Entwicklung anvertrauen wollten. Wunderbar griffen in diesem Ringen um Freiheit Geist und Ehre ineinander, und jedes verkrümmte Leben, jedes verschwendete Herz lehrte bedeutender wieder. Wenn das Leben dort begann, wo der Tag in die Nacht versank, so wurde jeder Einfaß des Lebens wie eine Stufe in die Ewigkeit getrieben. Novalis hatte seine Hymnen an die Nacht geschrieben und sie zu seiner Braut gemacht, hatte eine neue Christenheit und ein neues Europa prophezeit. Er stand nicht allein, was ihn bewegte, fand auch in anderen seine Sprache. Rief nicht der junge Hölzerlin nach dem Tode für das Vaterland? In der Nacht der Schatten hörte er den seligen Ruf der Gefallenen, wenn der Siegesbote herniederstieg, und verkündete, daß man die Toten nicht zählen solle, denn keiner sei für das Vaterland zu viel gefallen. Und es starb doch auch Heinrich von Kleist, starb dem preußischen Adel voran, an der Schwelle der neuen Erfüllung, mit aller Hingabe an die Nacht, die noch aufsteht seine Seele den großen Triumphgesang des Todes anstimmen ließ. War das alles nur Schwäche gewesen oder Kampf einer neuen Zeit, die sich um riesenhafte erhob, je mehr der einzelne an sich noch zweifelte? Es gab einen gewaltigen Totentanz in jener Zeit, als die deutsche Jugend wieder gelernt hatte, in die Nacht zu beten. Was daran Frevol war, hat sie brachst, ohne schuldig zu bleiben. Aber auch hier verklärte noch die Liebe zum Vaterlande alles Geschehen und nirgends riß das Band zu jener neuen geistigen Liebe ab, die hart zum Widerstand und entschlossen zum Angriff blieb, als sich Europa gegen Napoleon erhob.

Sie verschmolz dennoch nicht mit dem Volk, wie sie sollte. Nach getaner Worte schickten die Männer die Jugend heim, weil sie nicht verstanden, daß sie kriegerisch aus neuem Geiste war. Die Romantiker wurden zu Ver-

schwärmern, und die öffentliche Meinung wandte sich Köpfen zu.

Aber ihre Toten gaben nicht Ruhe, und das Blut der Schlachtfelder erwies sich stärker als historische Uebermalung, die den Geist der Geschichte philosophisch verbildete oder dynastisch entstellte. Die Romantik lebte mit jeder Generation wieder auf, die mit der Nacht begann. Und als Krone und Kartheder diese Sprache nicht mehr verstanden, da ging die Romantik mit jedem Aufbegehren, wofür es nur deutsch war. Ihre Toten erhielten Zugang; mit jeder Tat, die zur Einheit des Reiches geschah, stießen die Schwader zu ihnen hinzu, und als sich schließlich eine ganze Welt gegen sie erhob, weil sie so wenig an die Toten glaubte, wie sie der Berechnung vertraute, da wandelten sich die Schwader in Heere. Was man die Ideen von 1814 genannt hat, wozus wir keine neue deutsche Wirklichkeit gemacht haben, das waren nicht nur Ideen, sondern auch Elementargeister, die in das ganze Volk hineinführten. Sie dampften aus dem Blutopfer und lehten noch die Völker aller Himmelsrichtungen in Bewegung, auch dann noch, als die deutsche Wirklichkeit zerbrach, weil sie den Toten nicht die Treue hielt. Seit jenen Tagen ist die Angst in Europa größer geworden, es möchte dunkel werden, und die Abneigung gegen das, was Romantik im tiefsten Sinne gewesen ist, hat sich vermehrt. Am deutschen Volke aber zeichnen weder Zeichen noch Wunder, so laut man nach ihnen rief, denn die Toten schienen sich von diesem Geschehnisse abzuwenden und tiefer in die Nacht hinüberzuziehen.

Und doch — wer mit der Nacht lebt, weiß tiefer um jenes: Erb und Werde, das unser menschliches Schicksal ist. Denn die Nacht hat zweierlei Maas von Wirklichkeit in den Händen, wie sie Traum und Tod in sich bewegt. In ihr geschicht jenes jenseitige Bauen an der Ewigkeit, das nicht Ruhe gibt, ehe es nicht in die Wirklichkeit des Tages vorgeschoben ist. In ihr erhält sich jener glühende Kern, der brüderlich verbindet oder gewaltsam auslöst, der sein Eigenleben festhält, um mit neuem Anstich danken zu

können. Und wenn nicht immer neue Geschlechter dieses Erlebnis einer Volke verdeutlichen, so stoden die schöpferischen Kräfte, und niemand hat eine Gegenwart, weil er keine Zukunft hat.

Aber die Toten leben und allen voran der Zug jener, die ihr Blut hingaben, damit sich an ihrem Volke das Wunder der Verwandlung des Blutes in geistige Bewegung hegebe. Nicht das Geschichtsdenken weiß heute genug von den Toten, sondern die Andacht vor der Nacht hält ihr Wirken lebendig, auch wo sie jene nicht nennt oder zählt. In ihrem Namen wurden alle die Totentänze, die immer wieder die deutsche Phantasie gereizt haben, an die Wände der Gotteshäuser gemalt oder durch Bilderbücher in die Hand der Weltkinder gebracht. In ihnen kündigt sich nicht die ewige Wiederkehr, sondern die Gegenwart alles geschichtlichen Geschehens an, das ein geistiges Geschehen ist. Darum muß eine Gegenwart mehr als Wiedergeburt sein, wenn sie den Namen verdienen will, und muß unser zeitlich gebundenes Denken überragen. Erst wenn sie sich von den Formeln der Logischen Schlüsse befreit, gibt es wieder die Einzigartigkeit eines Entstehens.

Die Toten leben. Wer aber sind unsere Toten? Nur die des Weltkrieges, deren wir heute besonders gedenken, weil sie uns noch so nahe stehen? Oder sind es nicht alle, die sich in Jahrhunderten hingaben, daß über den Taten der Waffen der Geist immer wieder seine neue deutsche Form finde? Soll das Gedenken zum Gelübde werden? Wer will den Allgegenwärtigen etwas geloben, die unter uns lebendiger sind als wir selbst. Wir müssen, und das ist mehr als ein Gelübde, weil wir darüber selbst zu Gliedern im langen Reigen der Toten werden. Wir müssen? Dann lernen wir wieder ein Schicksal verehren, dem zu dienen die höchste Vorstellung von unserer Freiheit wird. Dann wird aus jenem: ich muß ein neues und auftragendes: ich darf, das sich ins Jenseits redt, um sich das Diesseits untertan zu machen. Anders haben wir nicht die schöpferische Liebe zum Dritten Reich.

lien, ein gewisser Hans Kraenkel, mit dem italienischen Staatschef hatte. Die „D. N. Z.“ bringt die Ausführungen Mussolinis, der, wie der Korrespondent schreibt, „die Gelegenheit freudig begrüßte, um dem deutschen Volke die Wahrheit über den Faschismus zu sagen und als Mensch und Regierungschef seine Sympathie zu bezeugen“, der, wie der Korrespondent ebenfalls hervorhebt, „die Artikel des Chefredaktors der „D. N. Z.“ sehr schätzte, weil sie Italien gegenüber sympathisch und objektiv gehalten sind“ — ohne Kommentar. Ohne Kommentar — der um so notwendiger gewesen wäre, als die Worte Mussolinis ungefähr das Unabwiderlichste sind, was einem Deutschen gesagt werden konnte. Mussolini erklärte: „Was nun die deutsch-italienischen Beziehungen angeht, so sehe ich keine Gegenstände von Belang, die beide Völker trennen könnten. Das Recht der Minoritäten kann ich zum Beispiel nicht als Trennungsmoment ansehen, und ich sehe ihm das Recht der Majoritäten entgegen, da ich in diesem Falle Demokrat bin. Das italienische Volk von 12 Millionen Menschen ist vom Meer und von den Alpen umgeben und so einheitlich in seiner Struktur wie kaum ein anderes Volk. Dieses Volk darf also sein Recht als Majorität in Anspruch nehmen.“ — Ist die „D. N. Z.“ mit dieser Erklärung einverstanden, in der das Recht der Friedensdiktate stabilisiert wird, Minoritäten einfach dadurch zu schaffen, daß man Land und Leute vom geschlossenen Siedlungsgebiete eines Volkes willkürlich abschneidet und einem anderen Volke, der Majorität, überliefert? Die Deutschsüdtiroler sind keine Minderheit! Sie gehören zum geschlossenen deutschen Siedlungsgebiete. Eine nationale deutsche Zeitung darf das nicht vergessen, selbst auf die Gefahr hin, daß „Seine Exzellenz, der Chef der italienischen Regierung, Benito Mussolini“, dann nicht „die Güte hat“, ihren Berichterstatler zu empfangen. Die hohe Staatspolitik mag vorübergehend Volkstumbelange zurückstellen, um irgendein Ziel zu erreichen — eine Zeitung als Organ der öffentlichen Meinung eines Volkes darf nicht das gleiche. Bei der „D. N. Z.“ wirkt dieses Ausnahmeverfahren umso sonderbarer, als sie sich bisher immer grundständig für das Grenz- und Auslandsdeutschum eingesetzt hat, als ihr Chefredaktor selbst ein Auslandsdeutscher, und zwar ein sieserbürger Sache ist; das heißt: dem Volkstum entstammt, das sich siebenhundert Jahre lang inmitten fremden Volkstums erhalten. Die vertriebenen Rechte der siebenbürger Sachsen aber wurden vom jeweiligen Staatsvolf immer mehr oder weniger geachtet. Wer weiß, was aus diesen Sachsen geworden wäre, wenn sie der gleichen Gewalt ausgeliefert worden wären, der heute die Deutschsüdtiroler unterstellt sind. Das sollte sich gerade ein Auslandsdeutscher, auch als Chefredaktor einer reichsdeutschen Zeitung, immer vor Augen halten.

Die Gemeindevahlen in Ostoberschlesien, das auf Beschluß des Völkerbundrates entgegen dem seinerzeitigen Abstimmungsergebnis dem polnischen Staate zugewiesen worden ist, haben mit einem überraschenden Siege der deutschen Parteien (der bürgerlichen Einheitsliste und der deutschen Sozialdemokratie) abgeschlossen. In den großen Industriebezirken Katowitz und vor allem Königshütte ist die deutsche Mehrheit überwältigend (in Königshütte zweihunddreißig und sechs Mandate gegenüber elf polnischen und zwei kommunistischen Mandaten), in ganz Ostoberschlesien beträgt sie 65 v. H. Die deutsche Presse hat die Bedeutung dieser Wahlen voll erkannt und als die nachträgliche grundsätzliche Revision gegen die Entscheidung des Völkerbundrates behandelt. So schreibt die „Völkische Zeitung“: „Ostoberschlesien verlangt eine Berichtigung dieser Entscheidung. Gleichgültig zunächst, ob die Stimme Ostoberschlesiens in Genf gehört wird oder nicht: Ostoberschlesien hat zum zweiten Male gesprochen und man wird diese Sprache in Genf einmal hören müssen. Bis dahin mag leider wohl noch einige Zeit vergehen. Hoffentlich zieht aber wenigstens Polen unterdessen die gegebenen Forderungen aus dem Wahlergebnis, indem es seiner Gewaltpolitik entsagt und die Deutschen in Ostoberschlesien so behandelt, wie

es die Verträge ihm vorschreiben.“ — Das ist in der Tat das Entscheidende: werden die Polen das Ergebnis dieses Wahlachten? Die Warschauer Presse, voran der „Czytelnik“, fordert bereits die Staatsregierung auf, diese Wahlen für ungültig zu erklären, und beruft sich dabei auf eine (niemals vorgehanden gewesene) preußische Bestimmung, nach der Wahlen in Grenzkreisen rückgängig gemacht werden könnten, sofern der Wahlausgang dem Staate Schaden bringe. Man möchte in Warschau nicht wahrhaben, daß dieses Wahlergebnis wiederum den deutschen Charakter des Landes bestätigt, daß sich in ihnen die bitteren Erfahrungen, welche Ostoberschlesien in fünf Jahren mit der polnischen Korruption gemacht hat, insofern ausdrücken, als nicht nur das dezimierte ursprüngliche Deutschum Ostoberschlesiens den deutschen Parteien ihre Stimmen gab, sondern auch ein ganz bedeutender Teil der polnisch sprechenden Ostoberschlesier. Diese haben die grauenvolle Korruption satt, auch ihnen ist der Begriff Deutschland das Symbol des Gedeihens. Der polnische Staat hat bisher noch niemals Verträge gehalten, und die völlig polonisierte Verwaltung der ostoberschlesischen Wojewodschaft wird den deutschen Parteien gutwillig ihr prozentuales Mitbestimmungsrecht in Gemeinde und Verwaltung ganz gewiß nicht angetan. In diesem Punkte aber wird wiederum das Verhältnis des deutschen Reiches zu Polen berührt, und jede Art von deutsch-polnischem Abkommen. Für das Reich kann es keine Vereinbarungen geben, solange nicht das Deutschum Ostoberschlesiens (das ja, wie diese Wahlen zeigen, die Mehrheit bildet) weiter rechtlicher Willkür ausgeliefert ist, zumal gerade diese Willkür nicht zuletzt auch Kennzeichen dafür ist, daß mit dem polnischen Staat bindende Verträge noch immer nicht abgeschlossen werden können. Rein wirtschaftliche Zweckmäßigkeitfragen werden hinter politischen Notwendigkeiten zurückstehen müssen. Jedenfalls aber hat die Politik des polnischen Staates, die sich auf der rücksichtslosen Polonisierung Ostoberschlesiens aufbaute, entscheidend bankrott gemacht, und das Gegenteil von dem erreicht, was sie wollte. Die Front der Deutschen in Ostoberschlesien ist zugleich auch die Front der Ordnung gegenüber der Korruption, die ein blühendes Wirtschaftsgebiet in Trümmer legte; die deutsche Einheitsliste aber, die in Ostoberschlesien als Gebot der Stunde zusammenkam, ist ein Zeichen, daß die sogenannte traditionelle deutsche Zwietracht nicht ein Dauerzustand zu sein braucht, daß sie überwunden wird in gemeinsamer Abwehr gegen den fremdbörslichen Unterdrücker.

In den „Münchener Neuesten Nachrichten“ lesen wir: „Die Reichswehr kommt! Neulich ging ich um 11 Uhr über den sonnenbeglänzten Karolinenplatz. Da kommt von der Brienerstraße herauf mit Trommeln und Pfeifen, voraus der Tambourmajor, die Reichswehr. Am Obelisk fällt schmetternd die Musik ein; und wie großartig die 26 Mann spielen! Den Marsch, unter dessen elektrisierenden Klängen ich beim Ersatzbataillon, in den Bogen und in Rumänien hundertmal in Reich und Welt marschiert war: „Wir ziehen zum Krieg, Gott gib' uns gnädig Sieg! Und trifft uns Tod, Ist's aus mit aller Not!“ Mein Herz frohlockt, der alte Soldat erwacht und schon marschiere ich mit, mitten unter Hunderten rechts und links der

Jungkonservative Vereinigung
 Dienstag, den 23. November, abends 8 1/2 Uhr
Ausprache über die „Neue Rechte“ in Frankreich
 Anfragen an Dr. Wilhelm Rosenberger, W 30, Mohstr. 22

Truppe, leuter „Marschmusik“. Ich lasse um 11 Uhr im Justizpalast sein; ich hatte mich mit meinem Gegenanwalt auf diese Zeit zusammenbestellt. Doch mein Pflichtgefühl bezieht mich zu erlösen. Aber am Stiglmaierplatz muß ich zurück! Man freudlich; was kann ich dafür, daß gerade dort der „Arzt des Reiches“ seine unergleichlichen Marschmännchen zu jubeln beginnt? Die bessere Stimme in mir ist betäubt; der Kollege warnt: „Hör' und der Justizpalast wird auch nicht einfallen! Und so ging's noch die ganze Schleichheimstraße hinunter, so, wie sich's gehört, einmal mit Trommeln und Pfeifen, dann wieder mit Musik, im gleichen Schritt und Tritt. — Hochbefriedigt und mit entsetzlich schlechtem Gewissen kam ich eine volle Stunde zu spät in den in mitäglichlicher Beschaulichkeit träumenden Justizpalast; das Unglück war bereits geschehen, mein Fall war längst entgeraten, der Gegner hatte richtig Verjümmisurteil gegen mich genommen. Die durch meinen sträflichen Versäumnis verursachten Kosten werde ich tragen müssen. Und das von Rechts wegen. Wenn nur um Gotteswillen mein Mandant nichts davon erfährt! Ich glaube, der Mann ist noch dazu Pazifist! Dr. Josef Wolf.“ Dazu bemerkt das „Bayrische Vaterland“: In der „Neuesten“ erzählt ein Münchener Rechtsanwält, dem Namen nach bayrischer Staatsbürger jüdischen Glaubens, wie er einen Termin veräuerte habe wegen der Mitternachtsmusik. Er ist mitgehakt vom Obelisk bis zum Stiglmaierplatz, hindendrei, wie in Wien der alte Silberstein. Er hat dabei veräuert einen Termin und hat den Prozeß verloren. Ach, da löst die Schame kriegel! Gett der Gerechtigkeit, wann's nur mein Klient mir erfährt! Sagt er, mit seinem goldigen Humor und schreib's nun in die „Kaiserszeitung“! Um diesen Antisemitismus ins rechte Licht zu stellen, zitiert er noch einen Satz aus derselben Nummer des Blattes, welches heute auf Grund des Ruhmes, einmal beinahe das Deutsche Reich verhindert zu haben, ein recht klägliches Dasein fristet: „Das Vaterland hat den Fridericusstimmeln immer mit Spott und Hohn begegnet, weil es von altersher die Hohlheit dieser ganzen Gestalt durchschaut hat.“ Aber auch abgesehen von solcher Einordnung muß man sich wirklich fragen, was sollen eigentlich derartige Polonien? Großenteils mit vollem Recht wirft man den Juden vor, eine unheimliche und internationale Gefinnung zu pflegen. Zeigen sie aber eine menschlich wie national gleich erziehbare Stellungnahme wie hier, so werden sie mit beizendem Spott geradezu zum Internationalismus ihrer Stammesgenossen zurückgezwungen. Es scheint also nur als Drittes übrig zu bleiben, alle tot zu schlagen. Ernsthaft gesprochen: Ist es nicht ein beschämendes Schwächezeichen, wenn ein erstes Kulturvolk von 60 Millionen, das aristokratische Regier zu begeisterten Opfermut für sich entflammern konnte, sich nicht zutraut, mit der Prozentzahl an Juden, die in Deutschland leben, fertig zu werden. Es gibt kein typischeres Zeichen für innere Unterlegenheit und Minderwertigkeitsgefühl, sowohl bei Einzelnen als auch bei Völkern, wenn bei allen Lebensäußerungen einer willensstarken Gruppe an einen wohl organisierten teuflischen Unterjochungsplan gedacht wird; dahin gehört ein großer Teil der Juden- und Jesuitenangst.

Büchereingang bei der Schriftleitung des „Gewissen“.
 Schulze-Berghof, Paul, Volkbergs Lat. Eine Weltanschauung. Roman. Dresden, Lehmann'sche Verlagsbuchhandlung (Lehmann & Schulze), 1926.
 Wieser, Das Gesetz der Macht. Wien, Verlag Julius Springer.
 Winderband, Wolfgang. Grundzüge der Außenpolitik seit 1871. Berlin, Zentral-Verlag, 1926.
 Wundt, Max. Deutsche Weltanschauung. München, J. F. Lehmann, 1926.
 Bestellungen auf sämtliche hier angeführten Bücher nimmt entgegen und erledigt umgehend der Buchverkauf des Ring-Verlages, Berlin W. 30, Mohstraße 22.

Vor 100 Jahren

— am 26. Oktober 1826 — hat Alfred Krupp als Vierzehnjähriger die Fabrik seines Vaters übernommen; mit 6 Arbeitern am Anfang und 12000 nach 50 jähriger Tätigkeit, hat er den größten Bau vaterländischer Industrie errichtet! Als Gedenkbuch und Ehrenmal deutschen Erfindergeistes und weitblickender, rastloser Arbeit erscheint soeben:

Alfred Krupp

Ein Lebensbild von hinreißender Darstellungskraft, nicht nur aus der Geschichte seiner Schöpfung heraus, sondern aus der Geschichte seiner Zeit und auf dem tiefsten Hintergrund, den es für ein Menschendasein gibt — auf dem Hintergrund seiner Seele!

Wilhelm Berdrow, der Verfasser dieses Werkes, ist auf Grund vieljähriger Durchforschung aller Quellen mit dem Werdegang der Persönlichkeit und des Unternehmens wie kein Zweiter vertraut und konnte sein Material aus den Schätzen der Krupp'schen Werks- und Familienarchive schöpfen.

Mit den politischen und wirtschaftlichen Ereignissen des 19. Jahrhunderts sehen wir das Leben Alfred Krupps, wie es Berdrow in kräftigen Einzelbildern entrollt, ursächlich und folgenreich verbunden, und neben die oft geschilderten Größen des neuen Reiches tritt „Der Schmied von Essen“ als ein ganz Großer und ganz Eigener, der auf die Entwicklung des Jahrhunderts siegehenden Einfluß ausübte.

Die Ausstattung des Werkes ist hervorragend. Neben zahlreichen Bildnissen schmücken die Bände eine große Reihe bisher unveröffentlichter Zeichnungen und Schriftsätze Alfred Krupps, die tiefen Einblick in seine Gedankenwelt und seine geniale Erfindertätigkeit tun lassen. Das Werk umfaßt ca. 800 Seiten in Lexikon-Format mit 48 Tafeldrucktafeln und 11 Faksimiledrucken.

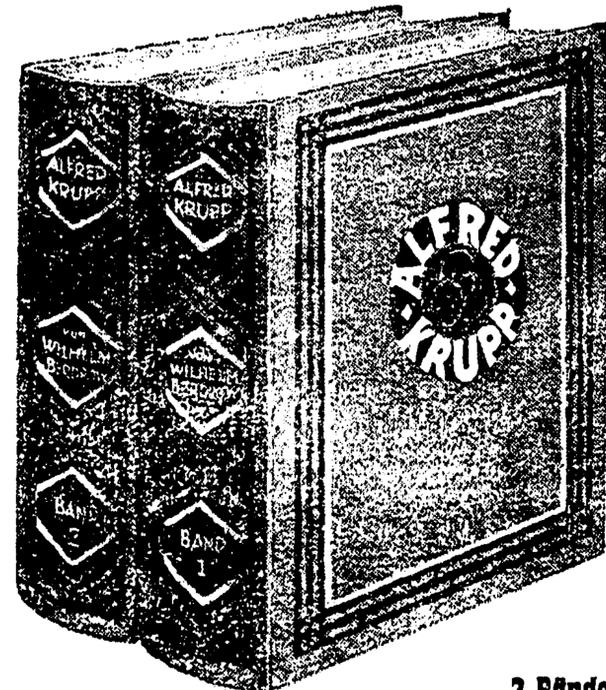
Unterzeichner bestellt hiermit aus dem Verlage von
Reimar Hobbing in Berlin SW 61

Alfred Krupp.
 Von Wilhelm Berdrow.

In 2 Ganzleinenbänden 30 Rm. — In 2 Halblederbänden 36 Rm. Betrag folgt nach Empfang — wird in monatlichen Raten von je Rm. bezahlt. (kein Aufschlag).

Unterschrift:

Adresse:



2 Bände
 In Ganzleinen 30 Rm.
 In Halbleder 36 Rm.

Verlag von **Reimar Hobbing in Berlin SW 61**

Verlag und Schriftleitung: Ring-Verlag G. m. b. H., Berlin W. 30, Mohstr. 22. Für den Inhalt verantwortlich: Hanns F. Froh, Berlin. Druck: Neudeutsche Verlags- u. Treuhänd.-Gesellschaft, Berlin. Das „Gewissen“ erscheint wöchentlich, Sonnabends, mit Zugangabe vom nächsten Montag. — Bezug: Im Inland: Durch die Post monatlich Mark 1,00; durch den Verlag Mark 1,25. Mitteilungen an die „Gesellschaft der Freunde des Gewissens“ erhitzen wir uns unter der Anschrift: „An den Ring-Verlag, Berlin W. 30, Mohstraße 22“.

Geldsendungen erbitten wir auf Postcheckkonto „Berlin 860 75 Ring-Verlag“ oder auf Konto „Ring-Verlag G. m. b. H.“ beim Bankhaus F. W. Krause & Co., Berlin W. 8, Behrenstraße 2. Anzeigen: Die 6 gespaltene Nonpareilzeile 0,15 Goldmark; die 3 gespaltene Reklamezeile 0,40 Goldmark.